

Freunde der Monacensia e.V.
Jahrbuch 2017

Herausgegeben von Waldemar Fromm, Wolfram Göbel
und Kristina Kargl

Allitera Verlag

Weitere Informationen über den Förderverein *Freunde der Monacensia e. V.*
unter www.monacensia.net

BILDQUELLEN:

S. 37, 38, 39 Eva Jünger/Münchner Stadtbibliothek; S. 180, 197, 207, 262, 266,
267, 268, 271, 274 Münchner Stadtbibliothek/Monacensia; S. 230 Jörg Bund-
schuh, München; S. 255 J. E. Kovács/Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg.

Oktober 2017

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2017 Freunde der Monacensia e. V., München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

ISSN 1868-4955

Printed in Europe · ISBN: 978-3-96233-001-9

Gertrud Maria Rösch

Abgründiges bei Ludwig Thoma

Wer von den abgründigen Seiten sprechen will, kommt um Thomas nach wie vor rätselhaftes Pseudonym »Peter Schlemihl« nicht herum. Über die Wahl dieses Namens gibt es nur nachträgliche Erklärungen und keine von Thoma (1867–1921) selbst, auch keinen – soweit bisher bekannt – positivistisch fassbaren Beleg von anderer Seite, so dass jede Nachforschung zunächst verwiesen bleibt auf die Symbolik dieses Namens und die Bedeutung der literarischen Figur. Rufen wir kurz ein paar Fakten in Erinnerung: *Peter Schlemihls wundersame Geschichte* lautete der Originaltitel der 1814 veröffentlichten Erzählung von Adelbert von Chamisso.¹

Die Zeit vor dem Eintritt in den *Simplicissimus* war für Thoma zum einen überwölbt von materiellen Sorgen und dem Kampf um eine Existenz als Rechtsanwalt und Schriftsteller. Die Vorstellung unendlichen Reichtums, wie ihn der ›Graue‹ Schlemihl mit dem geheimnisvollen Geldbeutel ermöglicht, mochte daher im Gedächtnis hängen geblieben sein. Zum anderen waren in die Geschichte sozialsatirische Episoden eingelegt, so die Ereignisse, als Schlemihl für den inkognito reisenden preußischen König gehalten wird. Der satirische Blick auf die Gesellschaft empfahl die Figur Schlemihl also durchaus als Pseudonym für den Schreiber eines Witzblattes. Schließlich enthielt Chamissos Erzählung schon Beispiele für eine Verkappung. Der ›Graue‹ bietet ihm einmal eine Tarnkappe an, damit Schlemihl ungefährdet zu seiner Braut Mina kommen könne, aber dieser lehnt ab.

Das Verschwinden des Autors hinter dem Pseudonym musste Thoma, der die Vorfälle um Wedekinds Palästina-Gedicht (in der *Simplicissi-*

¹ Adelbert v. Chamisso: *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*. Mit den Farbholschnitten von Ernst Ludwig Kirchner und zwei Nachworten von Anita Beloubek-Hammer und Peter v. Matt. Stuttgart 2010. – Speziell in diesen Zusammenhang zwischen Schatten und Geld in Chamissos Erzählung führt ein: *Meistererzählungen der deutschen Romantik*. Hg. v. Albert Meier, Walter Schmitz, Sibylle v. Steinsdorff, Ernst Weber. München 1985, bes. S. 383–394; ebenso Jochen Hörisch: *Kopf oder Zahl. Die Poesie des Geldes*. Frankfurt 1996, bes. S. 276–278.

mus-Nummer vom 29. Oktober 1898) verfolgt hatte, zumindest als teilweiser Schutz vor der Zensur willkommen sein. Der Preis für allen Reichtum und die Tarnkappe bleibt die Abspaltung des Schattens. Damit trägt diese Figur, die den berühmtesten und dauerhaftesten *nom de plume* hergibt, alle Elemente des Geheimen, des Abgründigen und des Diabolischen in sich. Die meisten der späteren Äußerungen lassen sich als Resultat dieser Verleugnung der eigenen Geschichte und Person erklären. Daraus fließt eine lebenslange Verunsicherung, die sich beispielhaft an zwei Bereichen seiner Biographie zeigen lässt.

Extremaufstieg und Habituswandel

Als Aufsteiger – wenn nicht Extremaufsteiger² – musste er sich von seiner Familie lösen, mithin einen Teil seiner Erinnerungen von sich werfen, auch wenn diese in Armutserfahrungen bestanden. Er ließ sie hinter sich, denn er verhielt sich bildungsbeftissen und anpassungsbeusst. Der sichtbare Beweis war das Haus auf der Tuften.

Mit seinem Wunsch, ein Haus auf dem Land zu bewohnen, während er gleichzeitig durch seine Arbeit auf eine Metropole mit ihren politischen und gesellschaftlichen Institutionen verwiesen war – mit diesem Wunsch war Thoma keineswegs allein. Bis heute kann man das Jagdhaus Ludwig Ganghofers (1855–1920) Hubertus bei Seefeld in Tirol sehen; das Landhaus Thomas Manns (1875–1955) stand in Bad Tölz, Th. Th. Heine (1867–1948) lebte am Ammersee und Richard Strauss (1864–1949) hatte sich 1907 bis 1908 aus den Erlösen der Oper *Salome* von dem Architekten Emanuel von Seidl eine Villa in Garmisch bauen lassen. Auf dem Lande zu leben, gehörte also zum Habitus der arrivierten Zeitgenossen, Thoma fügte sich hier ein in das Epochenmuster.³

² Die Forschung zum (Bildungs)Aufstieg ist in der Politologie bzw. Soziologie relativ jung, bringt jedoch für Thomas Biographie lohnende Einsichten, besonders wenn es um die Rolle von Mentoren geht, als die Albert Langen und Ludwig Ganghofer auftraten, und um die Lösung vom Herkunftsmilieu, die er schrittweise durch seine Berufswahl als Jurist und später als Autor, seine Reisen und die Abgrenzung gegenüber den Geschwistern vollzog. Thoma durchlief damit eine »Habitustransformation«, wie sie beschrieben ist bei Aladin el-Mafaalani: *BildungsaufsteigerInnen aus benachteiligten Milieus. Habitustransformation und soziale Mobilität bei Einheimischen und Türkeistämmigen*. Wiesbaden 2012.

³ Die Entdeckung des Landlebens ist als eine Facette der Moderne zu begreifen.

Das Haus und seine »kleine Welt«⁴ wird zum Gegenbild der Stadt, ein Terrain des Rückzugs. Über sein Haus und zumal sein Arbeitszimmer schrieb er an den Architekten und Freund Ignatius Taschner (1871–1913): »Es sieht so vornehm aus, dass ich mich ab & zu frage, ob es eigentlich wahr ist, dass mir das Alles gehört. [...] Sehr schlicht gehalten [...] wie eine alte Tübinger Professorenstube. – Wundervoll! [...]«⁵

Wie so oft formuliert er nebensächlich und beiläufig Befindlichkeiten, wie in diesem Brief eben einen Anflug von Entfremdung, zusammen mit dem berechtigten Stolz des reich gewordenen ›homo novus‹.

Fünf Jahre – und eine Scheidung – später liest sich das an seine Kusine Ricca Lang (1870–1950) so:

»[...] Ich trage [...] – unter Diskretion mitgeteilt – den stillen Gedanken herum, mein Anwesen herzugeben. Es ist sündhaft teuer u.[nd] man bezahlt eigentlich nur Verdross.

Natürlich verkaufe ich nicht à tout prix an jeden, aber kommt der Richtige, dann weg damit! Ich sehne mich nach kleinen Verhältnissen, nach Bescheidenheit, wie ich sie von jung auf hatte.

Hier oben komme ich mir so großkopfet vor. Herrgott, ist das Leben sonderbar! [...]«⁶

Der Brief ist gekürzt abgedruckt, so dass vorläufig unklar bleibt, was ihm das Leben so »sonderbar« macht. Arbeit, Armut und die damit verbundenen Demütigungen sind zwar überwunden, aber sie gehören zu seinen Grunderfahrungen. Auf alle Fälle spricht sich darin Melancholie aus und wiederum – Entfremdung.

Deutlich ist dies abzulesen an mehreren Essays von Hermann Bahr, darunter *Die Entdeckung der Provinz* (zuerst veröffentlicht in *Neues Wiener Tagblatt*, 01.10.1899) und *Gegen die große Stadt* (1912), in denen er gleichermaßen die Provinz als Ort eines erneuerten Lebens wie einer zu erneuernden Literatur propagiert. Vgl. dazu Farkas, Reinhard: *Österreich-Bilder Hermann Bahrs zwischen Regionalismus und Globalismus*. In: Jeanne Benay u. Alfred Pfabigan (Hg.): *Hermann Bahr – für eine andere Moderne*. Bern 2004, S. 69–93, hier S. 80–85.

⁴ An L. Ganghofer, 27.06.1908, in: Ludwig Thoma: *Ein Leben in Briefen*. Hg. v. Anton Keller. München 1963, hier S. 204. – Im Folgenden wird die Ausgabe zitiert als: LiB.

⁵ An I. Taschner, 19.04.1908, in: *Ludwig Thoma – Ignatius Taschner. Eine bayerische Freundschaft*. Hg. u. komm. v. Richard Lemp. München 1971, hier S. 108f. – Im Folgenden wird die Ausgabe zitiert als: BF.

⁶ An Ricca Lang, 23.06.1913; LiB S. 253.

Liebe und Ehe

Mit der gleichen Geste der Abwehr muss er seine Ehe mit Marion (geboren als Marietta Trinidad de la Rosa, 1880–1966) von sich weisen, um sich ab August 1918 einer zweiten Frau als Liebhaber und künftiger Ehemann zu präsentieren. Dabei ist diese Werbung um Maria Liebermann von Wahlendorf (geb. Feist-Belmont, 1884–1971) über weite Strecken ein *deja vu* der beständig abgewerteten Ehe mit Marion: Jedes Mal zieht er sich in die Arbeit und in sein Haus zurück, er schreibt unermüdlich Briefe und fordert Reaktionen ein – was er übrigens auch gegenüber Marion tat, die auch mitunter zwei Briefe am Tag mit der Mahnung erhielt, ihm doch zu telegrafieren – und er findet ähnlich verkindlichende Namen für Maria von Liebermann wie für die frühere Ehefrau.

Ein Beispiel für diese Beziehungskommunikation kann der folgende Brief am 22. April 2012 geben:

Liebes Kätzlich

Heute ist ein Brief von Dir gekommen, und ich bin auch wieder lustiger, als gestern.

[...] Dass Du ruderst und keinen Alkohol trinkst, ist sehr klug, Mädels. Wenn Du dabei bleibst, [...] kannst Du wieder so lustig und braun aussehen, wie am Ringsee.

Wir haben hier in den letzten Tagen etwas wärmer, aber morgens doch Reif, und das kommt von den verdammten Eisbergen, die so weit in die Atlantic [sic!] herunterschwimmen und das große Schiff kaputt gemacht haben.

Ich schaue mir die Augen aus nach einen [sic!] warmen Föhnwind. Erst wenn der kommt, wird es rechter Frühling.

Unsere Bäume haben nicht gelitten; Apfel und Birnspaliere schon, aber das lässt sich leicht besser an, als man jetzt glaubt.

Von den Theatern erhalte ich schöne Briefe über Magdalena, und es scheint, dass das Stück in der nächsten Saison etwas machen wird.

[...] Das sind meine Neuigkeiten gute und schlechte.

Also rudere fleißig und lach den ganzen Tag.

Quastl läßt den vornehmen Patschulihund grüßen. Von mir an Dich
die herzlichsten Grüße und Küsse

Dein Lucke.⁷

Der Herausgeber Walther Ziersch (1874–1943) hat auch hier harmonisierend eingegriffen, denn die schlechten Neuigkeiten erfährt der Leser nicht, sondern nur in der üblichen lakonischen Weise die Andeutung auf seine Melancholie. Der Brief ist – nach bisher bekannter Quellenlage – nicht im Original erhalten, so dass diese Version in der Edition von 1928 gelten muss.⁸

Die fortwährende Trennung von Lebens- und damit verbundenen Schaffensbereichen, seine camouflierte Existenz als Schlemihl bilden Thomas dunkle Seite und zugleich die Grundlage seines stupenden schriftstellerischen Erfolgs. Er schlägt aus den verdrängten Teilen unermüdlich literarisches Kapital, indem er sich fortwährend eine jeweils andere Lebensgeschichte erschreibt. Am deutlichsten tut er dies im ersten Roman *Andreas Vöst* (1906) in der Parallelgeschichte um den jungen Theologiestudenten Sylvester Mang und dessen Liebe zu Gertraud Sporner. Ebenso verarbeitet er das eigene Leben schreibend, wie im Schauspiel *Die Sippe* (1913). Der Ursprung solchen Schaffens liegt in dem Bemühen, die existenzielle Verunsicherung zu überwinden und sich in der Umformulierung des biographischen Materials, gewissermaßen im kompensatorischen Schreiben, einen sozialen Ort zu suchen, an dem die erreichte Existenz in Reichtum vermittelbar ist.⁹

Satirischer Tunnelblick

Den Hinweis auf eine weitere abgründige Ansicht seiner Persönlichkeit gibt in dem zitierten Brief die Zeile: »und das kommt von den ver-

⁷ An Marion Thoma, 22.04.1912, in: Ludwig Thoma. *Die Geschichte seiner Liebe und Ehe. Aus Briefen und Erinnerungen*. Hg. v. Walter Ziersch. München 1928, hier S. 136f. Von Marion war er bereits seit 30. 06. 1911 geschieden.

⁸ Auch die Tatsache, dass alle vorliegenden Briefe in den jeweiligen Ausgaben von Hofmiller und Hochgesang (1928), Ziersch (1928), Keller (1968), Lemp (1971, 1979) nur mit Auslassungen vorliegen, war und ist verantwortlich für das harmonisch-geglättete biographische Bild Thomas.

⁹ Dieses Erzählen grenzt an eine inzwischen als Auto(r)fiktion beschriebene narrative Technik, vgl. Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.): *Auto(r)fiktion. Literarische Verfahren der Selbstkonstruktion*. Bielefeld 2013.

dammten Eisbergen, die so weit in die Atlantic herunterschwimmen und das große Schiff kaputt gemacht haben.« Mit diesem verharmlosenden Satz meinte er das Sinken der Titanic am 14. April 1912, die auf dem Weg nach New York in der Nähe der Neufundlandbank mit einem Eisberg kollidierte. Über 1.500 Menschen kamen bei der Katastrophe ums Leben; es war und ist mithin bis heute das größte Schiffsunglück der zivilen Seefahrt. Ist es die Bezogenheit auf die Adressatin Marion Thoma, die ihn hier so verniedlichend formulieren lässt, oder hat er keine angemessene Sprache für die Ereignisse aus Wissenschaft und Technologie? Ist ihm der Blick auf die technische und industrielle Modernisierung der Gesellschaft und der Wirtschaft verstellt? Material für die Beantwortung dieser Fragen wäre nun auf verschiedenen Ebenen zu suchen.

Grundsätzlich kam Thoma mit aktuellen Zeitereignissen konsequent in Berührung, mussten diese doch Stoff für die wöchentliche Nummer des *Simplicissimus* liefern. Dort findet sich auch die Katastrophe mehrfach thematisiert, jedoch auffallend einseitig perspektiviert. Das erste Zeugnis ist eine Seite in der Ausgabe vom 6. Mai 1912. Auf einer halbseitigen Zeichnung in schwarz-weiß unter der Inscriptio *Titanic* von Erich Schilling (1885-1945) war eine wildbewegte See mit Eisbergen im Hintergrund zu sehen, während im Vordergrund ein Skelett, mit Pfeife im Mund und lediglich mit Mütze und Seemannshose bekleidet, auf einer Scholle sitzt und dem Leser Rücken und Halbprofil zuwendet. Diese Figur wird in der Subscriptio angesprochen: »Unter den Ueberlebenden befindet sich auch Mister Rekord.« Verurteilt wird in dieser Personifikation der vermutete Anlass des Unglücks, denn der Katastrophe war eine Warnung vor dieser Route vorausgegangen, die jedoch die Reederei wählte, um einen Temporekord für die Passage über den Atlantik aufzustellen. Darunter erscheint ein Gedicht von Edgar Steiger (1858-1919), dessen Titel *Der Reeder* schon andeutet, wer die Sprecherfigur dieses Rollengedichts ist. In den Strophen eins bis vier widerspricht er den Warnungen, offenbar vorgebracht vom Kapitän, beharrlich bis zur Drohung:

Ausweichen? Fällt mir gar nicht ein!
Gold wiegt die Viertelstunde.
Ich bin der Herr der White Star Line
Und Sie ein fauler Kunde.

Die letzte der sieben Strophen deutet die Kollision an, schwächt aber auch die Wirkung der Kritik durch banalisierende Verallgemeinerungen:

Er sprach's. Da knistert's unterm Bug,
Und eine Welt im kleinen
Versinkt wie wirrer Sinnentrug
Im ewig All- und Einen.¹⁰

Im Folgenden erschienen drei weitere Glossen, die Aspekte der beginnenden Untersuchung thematisieren und dabei stets auf eine Oberschicht zielen, deren Prestige- und Finanzmacht alle Bedenken aushebelte.¹¹ Diese Reichen als Verursacher und zugleich Nutznießer des Unglücks anzuprangern, war auch die Pointe der Zeichnung (wiederrum in schwarz-weiß) von Ragnvald Blix (1882–1958) mit der Inscriptio *Das Ergebnis der Untersuchung* einen Monat später am 3. Juni 1912.¹² Fünf Matrosen bergen gerade ein Rettungsboot, dessen Insasse, mit Anzug, Lackschuhen und einem Zylinder als elegant gezeichnet, leblos auf dem Deck liegt; die Subscriptio deutet die Szene: »Der Direktor Jemay wurde, wie sich jetzt erst herausstellte, mit Gewalt gerettet. Die Rohlinge, die ihn ins Boot zerrten, erhielten je fünfhundert Dollars.« Der Witz fließt hier nicht aus der Katastrophe, der schwer eine komische Seite abzugewinnen wäre, sondern aus den kalkulierten Gegensätzen in der Darstellung einer Rettung: Die Helfer werden als »Rohlinge« apostrophiert und für ihre humanitäre Handlung gegenüber einem erkennbar reichen Passagier mit einem lächerlich kleinen Geldbetrag abgespeist.

Zeigte das Beispiel der Titanic-Katastrophe schon die eingeschränkte Perspektive auf moralische Kritik, so tritt gerade im *Simplicissimus* ein weiterer Befund hinzu: In seinen zahllosen Zeichnungen und Texten fehlen die Thematisierungen der Ingenieure, der Erfin-

¹⁰ Erich Schilling: *Titanic*; Edgar Steiger: *Der Reeder*, beide in: *Simplicissimus* Jg. 17, Heft 6, 06.05.1912, S. 99. Diese wie die übrigen Beiträge sind zu finden über die Plattform: www.simplicissimus.info.

¹¹ Scheu, Robert: *Chronik der Weltereignisse*, in: *Simplicissimus* Jg. 17, Heft 17, 13.05.1912, S. 115; Anon.: *Vom Tage*, in: *Simplicissimus* Jg. 17, Heft 10, 03.06.1912, S. 150; Anon.: *Lieber Simplicissimus!* In: *Simplicissimus* Jg. 17, Heft 17, 01.07.1912, S. 227. Die Texte lassen sich recherchieren über die genannte Plattform.

¹² Blix, Ragnvald: *Das Ergebnis der Untersuchung*, in: *Simplicissimus* Jg. 17, Heft 10, 03.06.1912, S. 163.

der, der Mediziner, der Naturwissenschaftler!¹³ Als zeitgenössische Wissenschaftler finden sich zwischen den Jahren 1896 bis 1921 der Entdeckungsreisende Sven Hedin (1865–1952) und der Polarforscher Fridtjof Nansen (1861–1930) sowie der Afrikaforscher Henry Morton Stanley (1841–1904). Als der einzige der deutschen Nobelpreisträger dieser Jahre erscheint Paul Ehrlich (1854–1915); erwähnt werden die Physiker Hermann v. Helmholtz (1821–1894) und Albert Einstein (1879–1955). Die weitaus meisten Nennungen findet unter den Medizinerinnen Sigmund Freud (1856–1939); dazu erscheinen Rudolf Virchow (1821–1902), Magnus Hirschfeld (1868–1935) und Ernst Mach (1838–1916). Charles Darwin (1809–1882) kommt vielfach vor, aber wo bleiben Robert Bosch (1861–1942), Gottlieb Daimler (1834–1900) und Thomas Edison?

Von den sieben Beiträgen mit Bezügen auf den amerikanischen Erfinder Thomas Alva Edison (1847–1931) fallen vier in Thomas Lebenszeit, darunter die Zeichnung von Eduard Thöny (1866–1950) mit der Inscriptio *Reisefrüchte des Münchner Oberbürgermeisters* in der Ausgabe vom 17. Juni 1912.¹⁴

Zu sehen ist ein korpulenter und die Amtskette tragender Redner auf einem Podest, vor dem eine Apparatur steht, der seine Rede (die in der Subscriptio mitgeteilt wird) gilt: »Meine Herren, von Amerikas übriger Industrie musste ich absehen, da sie ja für uns größtenteils keinen Wert hat. Aber ich habe von Edison einen automatischen Rettichschneider mit selbsttätiger Salzeinführung mitgebracht.« Zu sehen ist die auf dem Boden montierte Häckselmaschine, in deren kleine Öffnung ein schnauzbärtiger Helfer Rettiche einfüllt, die aus der nächste Öffnung als geschnitten wieder herausspringen; die imponierenden Zahnräder des eisernen Apparats stehen in auffälligem Kontrast zu den kleinen Resultaten. Am unteren Rand des Bildes sind die Köpfe der Zuhörer zu sehen, wenngleich nur angeschnitten; der rechte wendet sich zurück und blickt feixend aus dem Bild, als suche er den Blickkontakt mit dem Betrachter. Die Belustigung des

¹³ Grundlage der folgenden Ausführungen ist die Recherche in der vollständig digitalisierten Version des *Simplicissimus*; dort lassen sich kaum einschlägige Namen finden, sieht man einmal von den historischen Persönlichkeiten wie Carl Friedrich Gauß, Galileo Galilei, Wilhelm v. Humboldt, Gregor Mendel, Gottfried Wilhelm Leibniz, Michael Faraday und Justus Liebig ab.

¹⁴ Eduard Thöny, Eduard: *Reisefrüchte des Münchner Oberbürgermeisters*, in: *Simplicissimus* Jg. 17, Heft 12, 17.06.1912, S. 186. – Thomas Alva Edison wird erwähnt in den Jahrgängen 1912, 1915, 1917, 1918, 1924, 1931.

Lesers kann nun mehrere Ziele finden: Sie kann sich erstens gegen die Münchner Verhältnisse richten, denen eine phäakische Begrenztheit auf Bier und Essen unterstellt wird, so dass ausgerechnet diese Maschine das Rennen macht. Zweitens fällt in der Zeichnung der große maschinelle Aufwand im Vergleich mit den kleinen Ergebnissen auf; dies scheint die Meinung des Bürgermeisters von den wenig relevanten amerikanischen Produkten zu bestätigen. Zum dritten aber könnte der Oberbürgermeister selbst Zielscheibe des Leserspots sein, denn er nennt Grundfalsches: Edison war nicht der Erfinder der Automatisierung, sondern entwickelte die Glühlampe. Die Automatisierung als Prinzip der industriellen Fertigung wurde von Henry Ford (1863–1947) eingeführt.¹⁵ Selbst bahnbrechende Erfinder werden in einer derart verengten und uninformierten Perspektive zur Jahrmarktskuriosität.

Technische Leistungen werden als solche im *Simplicissimus* nicht thematisiert; der Spott richtet sich stattdessen auf die Schwächen der Erfinder, die Dummheit der Benutzer oder auf die – kritisch und negativ perspektivierten – Folgen für die Gesellschaft. Überdeutlich wird es an dem hier abschließend genannten Beispiel, den beiden Erwähnungen des Ingenieurs Gottlieb Daimler. Sein Name erschien in der Nummer vom 26. März 1918 zum erstenmal – als Kriegsgewinnler! So prangert ihn Ratatöskr (d.i. Hans Erich Blaich, 1873–1945) in seinem gleichnamigen Gedicht an, in dessen zweiter Strophe es heißt:

Bei Daimler wuchs die Dividende.
(Ach, ging der Krieg doch nie zu Ende!)
Er forderte, erpresste, drohte;
das Gold rann in die Wuchrerpfote;
er tanzt' ums güldne Kalb den Tanz
und shampooierte die Bilanz,
bis einmal doch die Sonne siegte
und Daimler am Schlafitich kriegte.¹⁶

Die Zuspitzung auf die Person des Firmengründers war deutlich genug, mochte der Name auch vom Verfasser Blaich als Metonymie für die Firma gedacht sein; das muss offen bleiben. Nachweislich zog das

¹⁵ Henry Ford wird zwischen 1923 und 1933 in 24 Beiträgen erwähnt.

¹⁶ Ratatöskr (d.i. Hans Erich Blaich): *Daimler*, in: *Simplicissimus* Jg. 22, Heft 52, 26.03.1918, S. 656.

Gedicht einen Einspruch nach sich, der jedoch keineswegs den Vorwurf der Bereicherung aufgriff, sondern ein ganz anderes Detail:

Berichtigung

Zu dem Gedicht in Nr. 52 unsres Blattes ersucht uns die Witwe des Herrn Kommerzienraths Gottlieb Daimler, Frau Lina Daimler in Cannstadt, berichtend festzustellen, dass ihr Gatte, der Erfinder des Daimlermotors, am 6. März 1900 gestorben ist.

Die Redaktion des *Simplicissimus*¹⁷

Das ist erschütternd wenig und doch kennzeichnend für die Linie des Satireblattes. Wie lässt sich ein jedoch derartiger ›weißer Fleck‹ wie die Abwesenheit von Erfindungen, von technischen Neuerungen erklären? Erinnert sei hier an zwei Aussagen Thomas, die mindestens eine Erklärung anzudeuten vermögen. An Conrad Haussmann (1857–1922) schrieb er im Dezember 1913: »Ich lese Zeitungen gar nicht mehr, die Nachrichten, Telegramme u.[nd] fertig.«¹⁸ Seine *Erinnerungen* lässt er im Jahr 1909 enden, mit dem Tod der Freunde Rudolf Wilke (1873–1908), Albert Langen (1869–1909) und Ferdinand von Reznicek (1868–1909), und schreibt den beziehungsreichen Satz: »Spätere Erlebnisse haben kaum mehr Einfluss auf mein Schaffen gehabt; was nun kam, war Arbeit und Ernte, kein Kampf mehr ums Werden.«¹⁹

Eine tiefgehende Entfremdung von der Gegenwart spricht sich darin aus, die auch die Konflikte mit der Redaktion des *März* mit veranlasst haben dürfte. Thoma war mit der technischen Moderne unvertraut. Einen Beweis dafür liefert sein Roman- bzw. Dramenwerk, das neben seinem journalistischen Schreiben Eigengewicht beanspruchen darf. Es bereitet eine eigentümliche Überraschung, dass in keinem seiner Texte eine Figur auftritt, die ein Erfinder, ein Wissenschaftler wäre, vielleicht sogar von charismatischem Zuschnitt.

Eine sprechende Ausnahme bleibt der Kommerzienrat Adolf Boland in der Komödie *Moral* (1908). Im expositorischen ersten Akt will er dem als naturalistischen Dichter gezeichneten Hans Jakob Dobler die Biographie seines Vaters als Romanstoff antragen und erzählt – genüsslich! – die drastischen Elendsszenen, die vor dem Aufstieg des Va-

¹⁷ Anon.: »Berichtigung«, in: *Simplicissimus* Jg. 23, Heft 5, 30.04.1918, S. 63.

¹⁸ An Conrad Haussmann, 31.12.1913; LiB S. 63.

¹⁹ Ludwig Thoma: *Gesammelte Werke in 6 Bänden*. Mit einer Einführung von Johann Lachner. München 1968, hier Bd. 1, S. 229. Im Folgenden wird die Ausgabe zitiert als: GW.

ters lagen. Dobler räumt ein: »Eines ist sicher. Die Figur des self made man ist in Deutschland noch kaum literarisch verwendet.« Bolland stimmt ihm zu – »eifrig«, so heißt es in der Regieanweisung – mit den Worten: »Das ist's ja, was ich sage. Immer diese Armeleutegeschichten! Aber dass'n Mensch mal ordentlich verdient, dass'n Mensch was wird, das ist doch auch poetisch!« – »Wissen Sie was, lassen Sie Ihr Hauptbuch drucken«, antwortet daraufhin Rechtsanwalt Hauser, der in der ganzen Komödie als der kluge Ironiker gezeichnet wird und auch bei dieser Gelegenheit mit seiner Bemerkung Bollands präponderantes Gehabe pointiert dem Lachen preisgibt.

Soziale Romane gehören zwar zum Kernbestand des Naturalismus, aber die erfolgreichen und gar charismatischen Unternehmerfiguren bleiben die Ausnahme.²⁰ Doblers zögerliches Eingeständnis bestätigt sich auch dann, wenn man einen Technikroman wie *Der Tunnel* – 1913 erschienen und gewissermaßen eine Erfolgsgeschichte, wie sie sich Bolland wünschte – in Betracht zieht. Bernhard Kellermann (1879–1951), der in Fürth geboren wurde und in München an der Technischen Hochschule studierte, erzählt darin das Leben und Tun des genialen und von seiner Arbeit besessenen Ingenieurs Allan, der Europa und Amerika durch einen Tunnel unter dem Atlantik verbinden will. Nach einer unerhörten technischen Leistung und zahlreichen Opfern unter den Arbeitern gelingt ihm dies auch. Kellermanns Roman gehörte zu den technischen Utopien des frühen 20. Jahrhunderts.²¹ Als er erschien, schrieb Thoma gerade mit größtem Erfolg für das Theater – aber über welche Gegenstände? *Magdalena* reüssierte auf den Bühnen in Berlin und München, davor wurde *Lottchens Geburtstag* als

²⁰ Günter Helmes: *Der ›soziale Roman‹ des Naturalismus – Conrad Alberti und John Henry Macay*. In: York-Gothart Mix (Hg.): *Naturalismus, Fin de siècle, Expressionismus 1890–1918*. München, Wien 2000, S. 104–115 (Hansers Sozialgeschichte Bd. 7); enger auf die Thematik gehen ein Hans-Werner Niemann: *Das Bild des Unternehmers in deutschen Romanen der Jahre 1890 bis 1945*. Berlin 1982; Harro Segeberg (Hg.): *Technik in der Literatur. Ein Forschungsüberblick und 12 Aufsätze*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1987 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 655).

²¹ Bernhard Kellermann: *Romane der Technik. Der Tunnel. Die Stadt Anatol*. Berlin, Frankfurt/M. 1948 (Gesammelte Romane). – *Der Tunnel* wurde vielfach übersetzt, später in Amerika verfilmt; er machte den Verfasser lebenslang wohlhabend. Vgl. dazu Robert Leucht: *Die Figur des Ingenieurs im Kontext. Utopien und Utopiedebatten im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts*. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* (IASL) Jg. 36, H. 2, 2011, 283–312, hier bes. S. 300–303.

riesiger Erfolg gespielt, es folgen 1913 noch *Die kleinen Verwandten*, *Das Säuglingsheim* und *Die Sippe*.

Thoma arbeitete biographische Konflikte auf in diesen Stücken, seine Lebensgeschichte verschaffte ihm Stoff und ließ, wie er an Ganghofer schrieb, »vielleicht durch Aufrütteln und einiges Erdbeben, alle Quellen reicher fließen [...].«²² Zugleich ereilte ihn eine Situation, die Wolfgang Frühwald die »Erfahrungsumkehr« nannte; sie sei der »Kern der modernen Informationsgesellschaft, die sie definierende Erfahrungsumkehr, weil die eigene Erfahrung entwertet ist durch Erfahrungen der Enkel, welche die Großeltern niemals machen konnten.«²³

Zu dieser durch den Generationenabstand eingeschränkten Sicht kommt – zumal für die Beiträge im *Simplicissimus* – aber seine berufliche Deformation, die sich als der »satirische Tunnelblick« benennen ließe. Dieser Tunnelblick grenzt aus, was jenseits der übertreibenden Perspektive liegt und sich nicht der moralischen Kritik des Lesers antragen lässt.²⁴ Über dem wöchentlichen Lustigsein ging Thoma offenbar die Föhlung zur Gegenwart verloren, so scheint es, ohne dass dies seine Produktivität oder Akzeptanz beim Publikum vermindert hätte. Er gehörte wie viele seiner Leser in die Reihe der »Wilhelminer«, deren Mentalitätsmuster inzwischen hinlänglich erforscht ist. Diese Mentalität beruht auf Autoritätsfixierung, Assimilation, Harmonieorientierung und Aggressivität. Diese Einstellungen föhren zur »fundamentalistischen Reaktion«, mit der eine Tradition verhärtet weiterbewahrt statt gewandelt wird, ferner zu einer selektiven Wahrnehmungsstruktur, die den raschen technischen Fortschritt zwar wahrnimmt, aber als Verlust von angestammten Werten interpretiert.²⁵ Thoma und seine Leser stimmten offenbar viel weitgehender überein, als es der »Bürger-schreck«,²⁶ der Thoma vor 1914 war, hätte wahrhaben wollen.

²² An L. Ganghofer, 28.01.1911, LiB S.229.

²³ Wolfgang Frühwald: »*Lies nur die linken Seiten eines Buches.*« *Über Mehrung und Zerfall moderner Wissenswelten*. Marsilius-Vorlesung 19.02.2009. Heidelberg 2009, hier S. 27 (Schriften des Marsilius-Kollegs 1).

²⁴ Welche Themen Thoma konkurrierend zum *Simplicissimus* in der Zeitschrift März in den Blick nimmt, ist dargestellt bei Katharina Osterauer: *Der März – Geschichte und Profil einer Rundschauzeitschrift. Ein Beitrag zur Kulturpublizistik des Deutschen Kaiserreichs*. München 2015.

²⁵ Vgl. zu diesem Zusammenhang Gertrud Rösch: *Ludwig Thoma. Der zornige Literat*. Regensburg 2012, hier S. 29f.

²⁶ So das Urteil von Kurt Tucholsky in der *Weltbühne* vom 19.02.1920, abgedruckt in: Kurt Tucholsky: *Ludwig Thoma*. In: *Gesammelte Werke* Bd. 2: 1919-1920. Hamburg 1975, S. 284 (GW in 10 Bden).

Autodidaktische Bildungsbeflissenheit – rückwärtsgerandt

Als Extremaufsteiger war er bildungsbeflissen, aber in der Welt des 19. Jahrhunderts verankert, gerade was seinen Kunstgeschmack und seine autodidaktischen Lektüre-Vorlieben betraf, etwa sein Interesse an den Historikern wie Theodor Mommsen (1817–1903), Leopold von Ranke (1795–1886) und Heinrich von Treitschke (1834–1896). Zu seiner bevorzugten Lektüre gehörten historische Darstellungen, die er selbst in beachtlichem Umfang besaß.²⁷ Er las Heinrich von Treitschkes *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhunderts* (2 Bände, Berlin 1879–1894), dazu die *Römische Geschichte* von Theodor Mommsen (3 Bände, Leipzig 1854–1856; dafür erhielt Mommsen 1902 den Nobelpreis für Literatur) sowie von Leopold von Ranke *Die römischen Päpste*.²⁸ Schon 1900, gleich nach dem Einstieg beim *Simplicissimus*, berichtete er Albert Langen von diesen Lektüren und riet sie diesem gleichfalls an.²⁹ Dazwischen finden sich Goethe, Uhland und Eichendorff, die er über Heinrich Heine stellt, sowie zwei zeitgenössische Autoren: Franz Adam Beyerlein (1871–1949), ein naturalistischer Autor, der mit seinem Roman *Das graue Leben* (1902) bekannt geworden war, und Heinrich Manns *Im Schlaraffenland* (1900) zusammen mit Maupassants *Bel Ami* (1885), nach dem Mann seinen Roman teilweise entworfen hatte.

Natürlich nahm er die zeitgenössische Literatur zur Kenntnis, aber das rührte von einem professionellen Interesse her. Zu zahlreichen Lektüren legte er sich Notizen an, worin sich wiederum sein Bildungswille ausdrückt, der einen Aufsteiger kennzeichnet. Am aussagekräftigsten belegt dies das *Stadelheimer Tagebuch*, da er schon allein des-

²⁷ Die folgenden Darlegungen stützen sich auf ein in der Monacensia Sammlung vorhandenes Verzeichnis seiner Bibliothek, das im Jahr 1977 (Signaturen Th. 1-338; Vermerk: »Bände in den offenen Regalen des Arbeitszimmers«) sowie im Mai 1987 (Signaturen 339-537; Vermerk: »Inhalt des Bücherschranks«) vermutlich von dem damaligen Leiter Richard Lemp erstellt wurde.

²⁸ Thoma besaß laut Verzeichnis die folgende Ausgabe: Leopold von Ranke: *Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten*. 3 Bände, 10. Aufl. Leipzig: Duncker und Humblot 1900 (ursprünglich erschienen 1834–1836), Th. 78 / 1–3.

²⁹ An A. Langen, 18.07.1900, LiB S.50ff; ebenso an A. Langen, 26.11.1900, LiB S.64f. Über seine Lektüren und die Vorliebe für die Klassiker vgl. auch Gertrud M. Rösch: *Ludwig Thoma als Journalist. Ein Beitrag zur Publizistik des Kaiserreichs und der frühen Weimarer Republik*. Frankfurt/M. u.a. 1989 (Regensburger Beiträge B/42), bes. S. 31–35.

wegen Bücher verschlingt, weil er in diesen sechs Wochen Anregung und Vorbilder für seine Komödie *Moral* suchte. Dazu las er die Komödien von Eugene Scribe (1791–1861), Emile Augier (1820–1889) und Oscar Wilde (1854–1900), ebenso alle Romane von Wilhelm Raabe (1831–1910), der damals noch lebte, dazu seine Lieblingsbücher *Anna Karenina* von Leo Tolstoi (1828–1910) und *Jenny Treibel* von Theodor Fontane (1819–1898), dazu Gottfried Keller (1819–1890), Theodor Storm (1817–1888) und Conrad Ferdinand Meyer (1825–1898) mit gleicher Begeisterung, Fjodor Dostojewski (1821–1881) hingegen mit Zögern (nach eigener Aussage konnte er *Schuld und Sühne* nicht beenden). Von Henrik Ibsen (1828–1906), Hermann Sudermann (1857–1928) und Gerhart Hauptmann (1862–1946) las er das eine oder andere Stück, ebenso Romane von Anatol France (1844–1924) sowie von Hermann Hesse (1877–1962), mit dem er durch die Herausgabe des *März* verbunden war. Jedoch reichte keiner dieser Autoren an seine Begeisterung für historische Darstellungen heran, die sich sein ganzes Leben hindurch erhielt.

Ab 1916 sind seine Lektüren dann Kompensationen für die Verluste der Gegenwart; sie dienen der Abgrenzung und dem Rückzug und geben ihm Stoff für die Kritik der Gegenwart. In seinem Nachlass ist ein Heft erhalten mit dem Titel: *Für mich. Aus Eckermanns Gesprächen. Beg. zu Weihnachten 1916*.

Unter den Notizen ist auch das Zitat: (gefolgt von der verkürzt notierten Fundstelle in seiner Ausgabe):

»Alles opponierende Wirken geht auf das Negative hinaus und das Negative ist nichts...«

I.180 25.I.1825

Danach zieht er einen Strich und setzt darunter wiederum die Zeile: »das läßt sich wohl auch von der Kritik sagen.«³⁰

Im Brief an Georg Heim am 20. Dezember 1916 rekurriert er auf eben diesen Satz, verkürzend und daher wohl aus dem Gedächtnis:

»Alles Oppositionelle ist negativ und das Negative ist nichts«, sagte der alte Goethe zu Eckermann.

³⁰ *Für mich. Aus Eckermanns Gesprächen. Beg.[onnen] zu Weihnachten 1916*; Monacensia L 2467/58. – Thoma besaß, nach der Auflistung seiner Bibliothek, folgenden Band: Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*. Mit Einl. u. Anm. hg. v. Gustav Moldenhauer. Bd.3: 1822–1832. Leipzig: Reclam o.J. (Reclams Universal-Bibliothek. 2009–2010) Sign. Th. 450.

Mir ging und geht es ähnlich; ich habe keinen Geschmack mehr am Streiten; gelingt einem der Spott, so bleibt das peinliche Gefühl, einem Menschen weh getan zu haben.

Freilich, gar zu sanft und wehleidig darf man nicht sein, aber davor schützt Sie, wie mich das Temperament.«³¹

Zugleich erscrieb er sich noch stärker als früher eine andere Lebensgeschichte, die zurückweist ins 19. Jahrhundert.³² Seine Familie, also Großvater und Vater, verankerte er in dieser Epoche und im Dienstadel dieser Zeit. Deutlich sprach er sein Bedürfnis nach einer soliden und würdigen Vergangenheit aus im Brief an Maria von Liebermann im November 1919:

»Ich habe Durst nach Arbeit. Neben Belletristik würde ich so gern ein wenig historisch drauflos arbeiten. Eine Lebensgeschichte des bayerischen Ministers Montgelas liegt mir lang schon im Kopf und Herz. Die Zeit etwa 1800–1815 ist mir auch so lieb, und ich schulde dem Mann so was wie Familiendank, denn er war Freund und Gönner meines braven Urgroßvaters, den er zum Chef des bayrischen Forstwesens machte.

Das Bismarckdrama rumort mir auch im Herzen.«³³

Statt an der Gegenwart arbeitete sich Thoma ab an der Vergangenheit!

Fazit

Thoma gelang ein Aufstieg vom entlaufenen Rechtsanwalt zu einem »Mann, der in den kleinen Städten fast so etwas wie ein Bürgerschreck« wurde, wie es der enttäuschte Bewunderer Kurt Tucholsky ausdrückte. Aber für diesen Erfolg nahm er die konfliktreiche Abspaltung von der

³¹ An Georg Heim, 20.12.1916, LiB S. 299.

³² An A. Langen, 18.07.1900, LiB S.50ff; ebenso an A. Langen, 26.11.1900, LiB S.64f.

³³ An Maria von Liebermann, 30.11.1919; LiB S.64f. Gemeint ist Joseph Ritter von Thoma (1767–1849), der als Geheimer Oberforstrat der Forstverwaltung vorstand. Ähnlich fügt er die eigene Herkunft in die bayerische Adelswelt ein in einem Brief an die Enkelin des Malers Julius Noerr, vgl. An Else Noerr, 29.06.1918, LiB 328: »Ihr Großvater war der beste Freund meines Vaters und war jeden Sommer bei ihm: 1861 bis 1864 in Partenkirchen, 1864–1874 in Vorder-Riß, dann in Forstenried. Nach dem Tode meines Vaters blieb er meiner Mutter ein guter Freund, kam auch zu uns nach Prien am Chiemsee und ich durfte ihn zuweilen in München besuchen. Dort habe ich ihn und manchen alten, trefflichen Maler bewundert; heute schätze ich seine Kunst erst recht hoch.«

Herkunftswelt in Kauf, die seine biographischen Wendungen zu erklären vermag. Zahlreiche Nachrufe³⁴ heben seine Doppelgesichtigkeit hervor, etwa in der *Badischen Post*, Heidelberg:

»Denn man darf über seinen unzähligen kleinen, gereimten Glossen zur Zeitgeschichte, die der Peter Schlemihl geschrieben hat, nicht den Ludwig Thoma vergessen, der uns so manches köstliche Buch des Humors geschenkt hat. Eine helle Güte, ja sogar Pietät (z.B. der Mutter gegenüber) zeichnet auch den verrufenen ›Lausbuben‹, Thomas populärste Gestalt aus, trotz all seinen derben, wilden Streiche, die ihn seine übersprudelnde Lebenskraft und sein echt oberbayerisches Temperament begehren lassen.«³⁵

Im *Berliner Tageblatt* betonte der anonyme Verfasser ebenfalls diese zwei Seiten: »Hier dürfen wir nur des bayerischen Erzählers und politischen Satirikers vor dem Kriege gedenken. [...]«³⁶

Seine Zeitgenossen nahmen diese Gespaltenheit wahr, die Thomas Schaffen und Existenz prägt. Die dahinter liegenden Zusammenhänge, etwa der autodidaktische Leseifer oder die persönlich-gesellschaftliche Unsicherheit als Folge emotionaler Verluste während des Aufstiegs, mussten den Zeitgenossen verborgen bleiben. Diese Zusammenhänge sind der legitime Gegenstand der biographischen und philologischen Forschung zu einem Autor, dessen abgründig-dunkle Facetten weiterhin zu faszinieren vermögen.

³⁴ Nachrufe August 1921, zu finden unter: Monacensia L 2467/13.

³⁵ Ludwig Thoma, in: *Badische Post*, Heidelberg, Nr. 201, 30.08.1921; der Nachruf ist textgleich mit demjenigen in der *Kieler Zeitung*, 30.08.1921, vgl. Monacensia L 2467/13.

³⁶ Ludwig Thoma, in: *Berliner Tageblatt*, 27.08.1921, vgl. Monacensia L 2467/13.